

Der Gerichtsturm.

Kriminal-Erzählung von I. Golhe.

I. Fortsetzung.

Allmählich erbitterte mich Johanna's Benehmen. Ich hatte gefehlt, aber nur aus Unabsehbarer Thorheit, nicht aus bösem Herzen; ich gab meine Reue kund und zeigte mich zu jeder angemessenen Genugthuung bereit: was konnte ein fünfzehnjähriges Mädchen denn mehr von einem jungen Manne verlangen? Sie kann nicht verschmerzen und nicht vergessen, daß ich mich ihrer erschrecklichen Oberherrlichkeit zu entziehen gedachte, so sagte ich mir selbst; nun wohl, lassen wir den hochmüthigen Trostpfad fahren!

Nunmehr legte ich die größte Gleichgültigkeit gegen sie, die aber auch in der That nicht erbeutelt war, an den Tag, oder bezeugte ihr mit schlechtverhohlenen Spott. Ihre gerötheten Wangen, ihre blaffen Wangen konnten mich nicht rühren. Das Peinliche dieser Verhältnisse, unter welchem unsere beiderseitigen Wohlthäter und Herrmann nicht wenig litten, mochte sich für diese bis zur Unertlichkeit gesteigert haben, als endlich der Tag meiner Abreise erschien.

Schon hatte ich das Mängel auf dem Rücken, als Johanna, die in der letzten Stunde unsichtbar gewesen, zu mir trat, meine Hand ergriß und mich mit leiser Stimme bat, das Vorgefallene zu vergessen, wie sie es vergessen wollte. Ich sagte ihr die Erfüllung mit gleichgültigen Lächeln zu. Noch einmal blickte sie mich aus ihren tiefblauen, großen Augen ernst und so traurig an, sprach dann ein leises Lebewohl, und trat still zur Seite. Ich aber pilgerte wohlgemuth nach der Vaterstadt zu.

Hätten wir Beide damals geahnt, daß unser nächstes Wiedersehen erst nach sieben Jahren erfolgen sollte, so wäre unser Abschied doch wohl ein anderer gewesen.

Dieses lange Fernbleiben war meistens nicht beabsichtigt worden. Das neue Leben auf der Universität, der Eifer, mit welchem ich meinen Studien oblag, der alsbald erfolgende, mich tief erschütternde Tod meines Vaters und die allmählich sich einstellende Sorge um die Erziehung, ließen mich nicht viel an ein Verhältniß und an einen Zwist juristischer Natur, was mir jetzt als eine Kinderei erschien.

Zu wiederholten Malen benutzte ich die Ferien, die ich sonst in J. zubrachte, auf den Wunsch seiner Eltern mit Hermann zu einer Reise in das Gebirge oder an das Meer; ein anderes Mal hielt mich eine Erkrankung meines Schütlings in der Universität zurück. Einmal hatte ich mich entfernt, daß Johanna während meiner Abwesenheit zu J. am Krankenbette einer entfernt wohnenden Freundin weilte, und wiederum ein anderes Mal hatte Johanna die Pflegerin meines kranken Vaters zu einem Besuche begleitet, während mich der Dntel für einen verwickelten Rechtsstreit in Anspruch nahm, den ein böser Schuldner ihm auf den Hals gehetzt.

So geschah es, wie gesagt, ohne unser Zutun, daß wir, Johanna und ich, eine Reihe von Jahren hindurch uns nicht sahen. Auch einen direkten brieflichen Verkehr unterhielten wir nicht. In meinen Briefen an den Dntel und die Tante erkundete ich mich nach dem Befinden der Cousine, und trug herzliche Grüße an dieselbe auf. Johanna ließ keinen solchen Auftrag durch die Pflegerin an mich ausrichten. Daß sie mich dennoch nicht vergessen hatte und mir auch nicht zürnte, bewiesen die Sendungen, welche meine elterlichen Wohlthäter zu jedem Weihnachtstage und bei jeder Wiederkehr meines Geburtstages an mich gelangen ließen, denn stets fand ich in den betreffenden Risten irgend eine nützliche Gabe, deren bloßer Anblick, auch ohne Tante's ausdrückliche Versicherung mich beehrte, daß dieselbe ein Werk von Johanna's fleißigen und geschickten Händen sei. Ich nahm diese Zeichen der Theilnahme mit Vergnügen hin, und erwiderte durch Uebersendung geeigneter Bücher u. s. w., Johanna als eine liebe Verwandte betrachtend und überzeugt, daß sie mir solches gern gestatte.

Inzwischen absolvirte ich die vorgeschriebenen Gramina, arbeitete ohne Sold im Dienste des Staates und begann nunmehr ernstlich um meine fernere Existenz zu fürchten. Denn der Ertrag der saueren Nebenarbeiten für Rechtsanwältin, deren ich mich willig unterzog, reichte bei der zunehmenden Concurrenz immer weniger zu einem standesgemäßen Unterhalte hin, die Aussicht auf Staatsbesoldung blieb immer noch in ungewisser Ferne, und mein Stolz empörte sich bei dem Gedanken, daß ich auch als Mann noch Jahre lang von den Wohlthätern meiner waderen Verwandten leben sollte.

Da fügte es mein gutes Glück zu rechter Zeit, daß der bisherige Justiziar St. Erlaucht des Reichsgrafen von A. sich pensioniren ließ. Mein

Dntel schrieb mir, daß er, wenn ich die Stelle annehmen wolle, mich dem gnädigen Herrn empfehlen würde. Ich durfte mich nicht lange bedenken. Auf die Fürsprache seines lieben Vöhring entbot mich der Reichsgraf nach Berlin, wo er sich eben befand; ich hatte das Glück, ihm zu gefallen und der Minister genehmigte meine Anstellung. Das Amt ernährte bei nicht übermäßigem Anspruchs seinen Mann, gewährte eine gewisse Unabhängigkeit, und für alle Fälle hatte ich mir den eventuellen Rücktritt in den unmittelbaren preussischen Staatsdienst gesichert.

So eilte ich denn, meine Bestallung in der Tasche, um die Mitte des Juni sehr veranlagt nach J. um daselbst einen längeren Aufenthalt als früher zu nehmen.

Nunmehr muß ich auch meinen neuen Wohnort ein wenig näher beschreiben. Das Städtchen J. ist, wie bereits gesagt, der Hauptort einer ehemals reicheren Grafschaft und zählte damals etwa 4000 Einwohner. Die Stadt — wie A. heute wohl genannt zu werden verdient — liegt inmitten einer zwar flachen, doch immerhin anmuthigen und durch sorgfältigen Anbau sogar hervorragenden Landschaft. Die Landesherren pflegten im Orte selbst zu residiren, bis einer derselben im vorigen Jahrhundert ein neues, stattliches Schloß mit einem herrlichen Park am Ufer des nicht ganz unbedeutenden Sees errichtete, welchen der die Stadt auf einer Seite umspielende Bach durchfließt.

Dieses neue Schloß ist nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Letztere war früher von Wall, Mauern und Graben umgeben und mit festen Thoren versehen. Diese unnütz gewordenen Befestigungswerke hat man in neuerer Zeit beseitigt und an deren Stelle zum Theil freundliche Spaziergänge geschaffen. Nur an einem, jetzt noch benutzten Thore erinnert ein alter Thurm oder thurmähnliches Gebäude, von welchem noch ausführlicher gesprochen werden wird, an jene finsternen Zeiten, wo der friebliche und beziehbare Bürger nur zwischen festen Mauern sicher war.

Der innere Theil der Stadt, als der älteste, bietet in seinen, meist engen Gassen einen altfränkischen Anblick dar, während die Erweiterungen, welche dieselbe nach Beseitigung der Befestigungswerke erfahren, Licht und Luft in Fülle bieten.

Seit der Erbauung des neuen Schloßes am See wurde das alte in der Stadt nicht mehr vom Landesherren bewohnt. In dem Haupttheile derselben siedelten sich allmählich die reichsgräflichen Behörden, wie das Registrars-Collegium, die Rentkammer, das Justizamt u. s. w. an, denen endlich auch die städtische Behörde folgte, während die beiden Flügel die Armen- und Waisen-Versorgungsanstalt und die beiden Stadtschulen aufnahmen.

Nun wollte es leider das Unglück, etwa anderthalb Jahre vor meinem Amtsantritt zu J., daß in einer stürmischen Nacht eine Feuersbrunst in dem Haupttheile des alten Schloßes ausbrach, die so schnell und heftig um sich griff, daß mit Mühe und Noth nur die wichtigsten Urkunden und die Rasten gerettet und die Flammen von den Flügeln abgehalten werden konnten, während der Haupttheil in Schutt und Trümmer sank. Diese letzteren waren inzwischen beseitigt worden und mit dem beabsichtigten Wiederaufbau hatte zur Zeit noch nicht begonnen werden können.

Natürlich hatten sich die betreffenden Behörden u. s. w. ein anderes Unterkommen suchen müssen. Das Justizamt hatte ein solches in dem mehrerwähnten alten Thurm am Seethore gefunden, in welchem es bereits in früherer Zeit seinen Sitz gehabt, und welcher nur einer geringen Restauration im Innern bedurfte, um abermals, wenigstens zur Noth, jenem Zwecke dienen zu können.

Dieses Gebäude — allgemein der Gerichtsturm genannt — führte eigentlich mit Unrecht den Namen eines Thurmes. Mehrere Häuser in der Stadt und der Umgegend standen denselben wenig an Höhe nach; aber seine isolirte Lage auf einem freien Platze und seine Bauart gaben ihm allerdings ein thurmähnliches Aussehen. Seine Grundfläche bildete ein Quadrat. Es bestand außer dem Kellergehoß aus vier Etagen, deren Fenster auf alle vier Seiten hinausgingen, und die einen kaum zwanzig Fuß in der Länge und Breite messenden und ziemlich finsternen Hof umschlossen, auf welchem sich ein Brunnen befand.

Im Kellergehoß waren drei Zellen, deren wohlverwahrte Fenster auf den Hof gingen, für eines Kapitälverbrechens angelegten Gefangenen eingerichtet; die Etage zu ebener Erde diente dem Gerichtstrog und Gefäng-

nistwörter und seiner Ehefrau zur Wohnung; in der zweiten befanden sich die Bureau-Zimmer; die folgende enthielt die Gefängnisse für gewöhnliche Untersuchungsgefangene und die nur zu kurzer Haft verurtheilten Personen; die vierte Etage endlich war zur Zeit unbenutzt. Ein hohes Ziegeldach bedeckte die Bodenräume, welche sich ebenfall über alle vier Seiten des Gebäudes erstreckten und mit Hunderte von alten Attenstößen angefüllt waren.

Die Räume sämtlicher vier Etagen waren sehr hoch und auch mit angemessenen hohen Fenstern versehen, so daß an Licht und Luft kein Mangel war. Dennoch gab das verwitterte Aussehen der des Abputzes entbehrenden braunen Backsteine, aus denen das Gebäude errichtet war, demselben den Anstrich des Alterthümlichen. In der That schreift sich sein Ursprung auch aus dem 12. Jahrhundert her, wie urkundlich nachgewiesen ist, und hatte in jener Zeit, wo das Städtchen J. noch nicht zum Hauptorte der Reichsgrafschaft und beständigen Residenz des Landesherren erhoben war, den letzteren als Jagdschloß gedient, da die damals noch die Umgegend bedeckenden, wilden Wälder zur Uebung des edlen Wildwertes aufforderten.

Der Sage nach, waren hier in früheren Zeiten tiefe, unterirdische Gemölde gemein, in denen manche grausige Scene sich abspielte, bis sie im 17. Jahrhundert auf Befehl des betreffenden Reichsgrafen verschüttet wurden. Die beglaubigte Geschichte des Städtchens weiß nichts darüber zu erzählen, aber es wäre eine seltsame Ausnahme gewesen, wenn sich an ein so alterthümliches Bauwerk nicht irgend welche schauerliche Sagen geknüpft hätten.

In der letzten Zeit, vor dem Schloßbrande, hatte das Gebäude zur Aufbewahrung von Mobilien und Geräthschaften aus dem alten Stadtschloß gedient, welche in dem neuen Schloß am See keine Aufnahme gefunden hatten und die endlich, als Raum für das Justizamt geschafft werden mußte, öffentlich versteigert wurden. Die Aussicht über diese Gegenstände selbst war dem Beamten der Rentkammer übertragen gewesen, welcher in dieser Erzählung leider noch eine bedeutende Rolle spielen wird.

Das Städtchen J., obwohl Hauptort der Grafschaft, war in dem kleineren, seit 1815 unter preussischer Oberhoheit stehenden Theile derselben, die unter Grafschaft benannt, gelegen. Der andere, fast vierfach größere Theil, die obere Grafschaft, war durch mehrere Herren Länder von jener getrennt und hand zu derselben Zeit unter der Oberhoheit eines anderen deutschen Staates.

Die Jurisdiktion des Justizamtes zu J. erstreckte sich nur über die untere Grafschaft, welche zur Zeit etwa 8000 Einwohner zählte.

Der damals „regierende“ Reichsgraf, ein durchaus wohlwollender, humaner und im persönlichen Verkehr höchst liebenswürdiger Herr, hielt mit um so größerer Zärtlichkeit an den ihm nach der Medicinstiftung verbliebenen landesherrlichen Hoheitsrechten fest, als er sich damals wohl schon sagen mochte, daß auch dieser Rest bald den immer weiter um sich greifenden neuen Ansprüchen über Volkswirtschaft und Staatszwecke werde weichen müssen, wie es denn in Folge der Ereignisse von 1848 in der That geschah.

So besah er unter Anderem noch die damals sogenannte „niedere“ und „mittlere“ Gerichtsbarkeit, deren Ausübung er nicht zu entsagen vermochte, obgleich die Uebertragung derselben an die zunächst belegene preussische Gerichtsstelle seinen Finanzen nur zum Vortheil gereicht hätte. Ich persönlich konnte mit dieser Souveränitäts-Grille des erlauchten Herrn zufrieden sein; denn ihm verband ich ja meine Berufung als reichsgräflicher Justiziar, d. h. als Vorsteher des Justizamtes zu J., welche Stellung, wie bereits gesagt, mir bei einem genügenden Einkommen, einen bedeutenden Wirkungskreis und innerhalb desselben eine Selbstständigkeit gewährte, wie solche nicht häufig jemand in meinem damaligen Alter theilhaftig wird.

Wohlbehaltene langte ich an einem schönen Junitage zu J. an und wurde vom Dntel und der Tante schon am Hofmaagen auf das herzlichste empfangen. Da Tag und Stunde meiner Ankunft bestimmt gewesen, so bestimmte es mich ein wenig, im Hause meiner elterlichen Wohlthäter, wohin ich diesen sofort folgen mußte, nur von der alten Christine und deren Sohnfriedrich, der einst mein Spielkamerad gewesen, begrüßt zu werden. Johanna, sagte man mir, habe sich zu einer ehemaligen Schulgefährtin gegeben, die bei einer in der Nähe wohnenden Gutsheerrschaft als Gouvernante fungire und heute eben ihr Wiegenfest feiere; sie werde erst gegen Abend heimkehren. Der Verwandte und Jugendfreund, den sie in sieben Jahren nicht gesehen, galt ihr also offenbar weniger, als die zufällige Genossin der Schule, mit welcher sie wenigstens bis zur Zeit, wo sie als erwachsen zu betrachten war, niemals einen näheren Umgang gehabt hatte.

Es mag hier sogleich bemerkt werden, daß diese Schulgefährtin Johanna's Elisabeth Werner hieß und die jüngere Schwester jenes Beamten der reichsgräflichen Rentkammer war, welcher in der letzten Zeit vor dem Schloßbrande die Aufsicht über den

Thurm am Seethore oder den Gerichtsturm, wie er vom Volke genannt wurde, und dessen damaligen Inhalt zu führen gehabt.

Die gute Tante gewahrte meine Verstimung und erröthete auch deren Ursache.

„Also immer noch wie früher,“ dachte ich, und nahm mir vor, Johanna zu zeigen, daß sie mir völlig gleichgültig sei.

Aber dieser Voratz verschwand wie Aprilschnee vor der Frühlingssonne, als ich Johanna wieder sah. In den beiden letzten Jahren hatte ich nur mit Bedauern an sie gedacht. Sie war bereits in das heitersfähige Alter getreten; dennoch wartete ich immer vergeblich auf eine Nachricht von ihrer Verlobung.

Da der Dntel und wohl noch mehr die Tante mit elterlicher Liebe, ja mit Stolz auf das von ihnen aufgezogene Pflänzchen blickten, so verbot mir das Jartgefühl, in meinen Briefen oder während meiner Besuche nach Ursachen dieses Umstandes zu forschen, zumal ich in Johanna's allerdings eigenhümlichem Wesen und Charakter, trotz aller innern und äußern Vorzüge in Hinderniß jeglicher traulichen Annäherung seitens fremder junger Männer sehen zu müssen glaubte; war doch dieses Hinderniß, wie ich dachte, selbst für mich, dem Freund ihrer Kindheit und Jugend, vorhanden!

So gewöhnte ich mich denn allmählich daran, sie als eines jener unglücklichen Mädchen zu betrachten, deren Schönheit und Jugendfrische um so schneller dahinschwindet, je länger das Herz jener reinen und vollen Befriedigung ermangelt, welche ihr nur die erwiderte Liebe zu geben vermag. Gedachte ich nun dabei ihrer körperlichen Frische, so glaubte ich, sie mir als eine bereits alternde Jungfrau vorstellen zu müssen, deren Gemüth die Erkenntniß eines verfehlten Dafens mit Bitterkeit erfüllte, und konnte nicht umhin, ihr ein aufrichtiges, aber für sie, wenn sie dasselbe gekannt hätte, verletzendes Bedauern zu zollen. — In welchem großem Irrthum war ich doch befangen!

Nach dem frühzeitigen Abendessen erging ich mich mit dem Dntel in dem großen, wohlgepflegten Garten, als Lehrender, sich umwendend, sagte: „Da kommt unser Hannchen.“

Mit einem Anflug leichtem Unbehagens, denn ich erinnerte mich meines Vorjages, wandte auch ich mich der bezeichneten Richtung zu; aber ein Ruf der Ueberzählung drängte sich über meine Lippen, als ich die Dame erblickte, welche lebhaften Schrittes, und doch voller Anmuth in jeder Bewegung, die Alles daher kam.

Ja, es war Johanna; aber an jedem anderen Orte hätte ich an ihrer Identität gezweifelt, trotzdem, oder vielmehr, weil sich ihr Keuperes in den sieben Jahren, wo ich sie nicht gesehen, nicht verändert hatte, und ihre Erscheinung daher keineswegs dem ziemlich traurigen Bilde entsprach, welches ich mir in der Ferne von ihr gemacht hatte. Schien sie damals bei meinem letzten Besuche um drei Jahre über ihr wirkliches Alter hinaus zu sein, so zählte ihr nun jeder Fremde deren sicherlich nur achtzehn oder neunzehn zu. — Jetzt glänzten ihre tiefblauen Augen in leichter Freude, und dieselbe Empfindung mochte auch das lebhaft Roth auf ihren garten Wangen hervorgerufen haben.

Willkommen in der neuen Heimath, Cousin!“ begrüßte sie mich in herzlichem Tone. „Möge Ihnen in derselben Glück und Freude in Fülle erwaschen!“

Ihre dargebotene Hand in der meinigen haltend, antwortete ich mit einer wohl oder übel angebrachten Phrase, denn ich war einigermassen verwirrt und meinen Voratz hatte ich völlig vergessen. Ihr Schweigen auf meine Antwort vermehrte meine Verwirrung.

Da kam der Dntel mir zu Hilfe. — „Nun, Hannchen, sag: Ist aus dem wilden Buben nicht ein stattlicher Mann geworden?“

„In der That, Papa,“ erwiderte Johanna heiter, „zoo aber mit leiser Bewegung ihre Hand aus der meinigen,“ der ernste Gesichtsausdruck steht dem gestrigen Herrn Richter wohl an.“

„Nun, ich meine, auch andere Zeichen sind vorhanden, daß er ein Mann geworden. Und Du, Gustav, wie findest Du unser Hannchen?“

„Ja, lieber Dntel!“ stotterte ich. „Bezaubernd!“ — so wollte ich nämlich sagen; aber seltsamer Weise überfiel mich plötzlich die Furcht, ich möchte Johanna durch irgend ein lobendes, wenn auch wahres Wort verletzen. — „Der Anblick der Cousine,“ fuhr ich ein wenig gefaschter fort, „erinnert mich lebhaft an mein letztes Beisammensein mit ihr.“

Der Leser erröthet gewiß, was ich damit sagen wollte. Johanna aber schien mich nicht zu verstehen, denn fragend blickte sie zu mir empor; und der Dntel verlegte:

„Boh laufend, Junge; ich will nicht hoffen, daß Du noch an Deinen damaligen Zwist mit dem Mädel denkst! Ich muß Euch jetzt verlassen, um nach meinen Bienen zu sehen. Daß Du mir keinen Scandal anfängst, Gustav!“

Damit ging er, bevor ich etwas zu erwidern vermochte.

Können auch Sie glauben, Cousine,“ begann ich mit Zögern, „daß ich meiner damaligen Tölpelhaftigkeit gedenken kann, ohne mich ihrer zu schämen? Ja.“

Unrecht, wenn Sie glauben, daß er im Ernste sprach! ... Aber,“ fuhr sie nun auch irretheils mit Zögern fort, „warum erinnern Sie denn mein Anblick lebhaft eben an jenen unferen kindischen Zwist?“

„Fürwahr, ich dachte nicht an diesen, Cousine! Ich habe mich nur einseitig ausgedrückt, um mein Erlaunen kund zu geben, daß ich Sie nach so langer Zeit so ganz unverändert wiederfinde.“

„Das fänden Sie in der That?“ — Mit leiser Stimme sagte Johanna hinzu: — „Und ich hegte den Wahn, daß ich — das eine große Veränderung in der Zwischenzeit mit mir vorgegangen!“

„Ich habe nur Ihr Keuperes im Sinne, Cousine.“

Johanna schwieg, und ich wußte nicht, wozu ich mit ihr reden sollte. Langsam Schrittes wandelten wir die Allee entlang, bis Johanna das Schweigen unterbrach, indem sie mich über meine Herreise befragte.

Von dieser gab es eben nicht viel zu berichten. Die königliche preussische Schnellpost hatte mich mit gewohnter Pünktlichkeit und ohne das geringste Fährniß an meinen Bestimmungsort gebracht, und die Mitreisenden waren gewöhnliche Menschen gewesen.

Der Zufall hat es wirklich recht sonderbar gefügt, Cousine, indem wir uns in sieben Jahren nicht wieder sahen.“

„Ja, was hat der böse Zufall nicht alles schon verwickelt!“ verlegte Johanna, und ich glaubte aus einem leisen Beifänge ihrer silberbelten Stimme ein Etwas wie leichter Spott herauszuhören; in ihr Antlitz konnte ich nicht blicken, da sie neben mir ging und das Köpfchen ein wenig gesenkt hielt. — „Aber,“ fuhr sie fort, und jener Beifänge schien mir verschunden zu sein, „um so größer ist das Vergnügen, welches mir das Wohlwollen Ihrer Cousine“

Und jetzt blickte sie zu mir empor. „Jedoch Ihre Sehnsucht nach diesem Wiedersehen ist unmöglich lebhaft geworden, da Sie dasselbe einer Status-Visite wegen um fast einen halben Tag verzögert.“

(Fortsetzung folgt.)

New Yorker Kohlenpiraten.

Langsam, hart stampfend und schwer leuchtend, dampft der kleine Schlepper mit dem Dugend oder mehr schwer beladener Kohlenboote im Tau zwischen Nacht und Nebel durch die trägen Wasser der New Yorker Rills dem Hafen von New York zu. Die Kohlen kommen aus den großen Depots der Pennsylvania-Bahn bei South Amboy, der Lehigh Valley-Bahn bei North Amboy und der Philadelphia und Reading-Bahn bei Port Reading, alle drei an der Küste von New Jersey gelegen. Die Nacht ist dunkel, und auf den Kohlenbooten regt sich kein Menschenleben. Von den Booten ist nur eines mit einer wohlbekanntem Rabüse versehen, und deren Inhaber hat sich längst zur Ruhe begeben. Auf dem Schlepper steht der Kapitän am Steuer, der die Maschine vor dem Dampfkehl. Beide haben Augen und Ohren nur für die Anforderungen des Dienstes — die Kohlenboote sicher in den Hafen zu bringen; was darüber hinausgeht, läßt sie meistens ungehorsam.

Aus den kleinen Wasserläufen, welche die Fluthmärchen an der New Yorker Küste sowohl wie an der des gegenüber liegenden Staten Island kreuzen, ziehen große Ruderboote auf das Tau des Schleppers zu. Die trächtig gefüllten Ruder arbeiten geräuschlos; die Schaufeln derselben, sowohl wie die Ausleger an den Booten, sind mit Lumpen umhüllt, und jeder Rud, jeder Schlag in's Wasser, jeder Zug ist gedämpft. Vorzüglich wird an der Seite eines der Kohlenboote angelegt, und im nächsten Augenblick sind Piraten bei der Arbeit, das Kohlenboot um einen Theil seiner „schwarzen Diamanten“ zu berauben.

New Yorker Händler, an deren Adresse die Kohlen konfirmit sind, führen bittere Klage darüber, daß diese Raubzüge nachgerade systematisch betrieben werden, daß sie durch dieselben jährlich um nicht weniger als über \$50,000 Werth an Kohlen gebracht werden, und was noch empfindlicher ist, daß es so gut wie unmöglich ist, dem Treiben dieser Piraten ein Ende zu machen. Die Spitzbuben halten fest zusammen, im Rauben sowohl wie im Umsetzen des Raubes in Geld. Verath können sie nicht, und alle die luchsigen Detectives, die den Räubern schon auf die Spur gehen wurden, haben die Verfolgung aufgegeben, ohne auch nur einen der Kerle zur Strecke gebracht zu haben.

Die Bande zählt zwischen 40 und 50 Köpfe und rekrutirt sich aus den Bootsteuern auf Staten Island und an der New Yorker Küste, die bei Tage dem Austerfang nachgehen. Der Raub wird gewöhnlich zwischen Elizabethport und dem nördlichen Ende von Staten Island ausgeführt, häufig offen und mit Wissen des Mannes, in dessen Obhut die Kohlenboote sind, meistens aber in der angelegenen Weise durch ein Herankommen an die Boote. In dem ersten Falle wird der Hüter der „schwarzen Diamanten“ einfach bestochen; ein Stück Geld, oder ein Rord voller Aestern, mag den Mann veranlassen, sich in die Tiefe seiner Rabüse zurückzuziehen und die Piraten gewöhnen zu lassen. In dem anderen Falle hat er gewöhnlich keine Kenntniß von dem, was auf den Boot-

ten vor sich geht, und das wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß so ein Dugend oder mehr an einander gekettelte Boote im Dunkel der Nacht, von einem einzigen derselben aus sich nicht leicht übersehen lassen.

Andauernde und systematische Verstecke, diesem Kohlenraub ein Ende zu machen, sind, wie gesagt, unternommen und als ein vergebliches Bemühen wieder aufgegeben worden. Die Benachteiligten halten dafür, daß es so gut wie unmöglich ist, der Piraten bei der Ausübung des Raubes, oder auch nur mit geraubtem Gut in ihrem Besitze, habhaft zu werden. Eine Verhaftung wird hin und wieder vorgenommen, aber einen der Piraten vor Gericht des Raubes zu überführen, ist noch nicht gelungen; in jedem einzelnen Falle hat man den Verhafteten wegen Manuels an überführenden Bemühen wieder laufen lassen müssen. Eher, als sich mit dem Raub in seinem Besitze erlassen zu lassen, bringt der Pirat sein Boot zum Kentern, so daß die Kohlen unter Wasser verschwinden. Natürlich sind alle diese Vorfälle aus dem Schwimmer. Ab und zu wird ein Schlepboot voller Holzstämme einem Kohlentransport voraus- oder nachgeschickt, um Piraten abzufangen, gewöhnlich ziehen bei diesen Gelegenheiten die Räuber es aber vor, daheim zu bleiben und in der betreffenden Nacht nicht auszuweichen. Der die Verhaftung beabsichtigende Bootsmann erhält meistens bald Kenntniß von der Nähe der Holzstämme, und hat man es schon mit einem unerfahrenen Bootsmann zu thun, dann verflüchtigt derselbe die auf der Lauer liegenden Piraten durch Lichter oder irgend ein anfaß. Die Detectives haben dann gewöhnlich das Nachsehen.

Bei dem Umsetzen ihrer Beute in Geld operiren die Kohlenpiraten nicht minder geschickt wie bei ihren Raubzügen. Die geraubten Kohlen werden an den versteckten Wasserläufen gelandet, von welchen aus die Raubzüge unternommen werden. Bestimmte Depots zum Lagern der Beute haben die Leute nicht, noch ist es deren Art, die gemachte Beute über Nacht im Besitze zu halten; dieselbe wird vielmehr gewöhnlich in Geld umgelegt, sobald sie gelandet worden ist. Die Abnehmer sind Inhaber kleiner Ladengeschäfte, Hausierer und arme Leute, die ganz genau wissen, daß sie gestohlene Kohlen kaufen, sich über dieses Bewußtsein aber keinen Herzenshinweglegen, so lange sie ihre Bedürfnisse an Kohlen um von \$2 bis \$3 weniger per Tonne beden können, als der ehrliche Kohlenhändler für seine Waare zu fordern gezwungen ist.

Einen Kohlenspitzbuben-Trakt zu organisiren, ist im letzten Winter versucht worden. Der Eigentümer mehrerer der in dem Raub engagirten Austerboote wollte Kohlenbaron und Kohlenpirat zu gleicher Zeit sein, doch diesem schlaue ausgedachten Plan machten die Handlanger des Großhändlers ein Ende. Diese Burischen beraubten ihn einfach um die Kohlen, die sie für ihn geraubt hatten, und verstaften dieselben an abgelegenen Stellen auf eigene Rechnung. Der so beraubte Räuber war natürlich nicht in der Lage, gegen seine spitzbübischen Handlanger gerichtlich vorgehen zu können, sein feinsinniger Plan für „Konsolidirung der Interessen“ fiel durch und feilher operirt jeder der Piraten wieder auf eigene Faust und Rechnung.

In einem Punkte aber wird Interessengemeinschaft von diesen Spitzbuben aufrechterhalten — sie unterbieten sich nicht einander in ihren Märkten. Kohlen kosten heute im offenen Markt \$5.75 per Tonne; der von den Kohlenpiraten geforderte Preis beträgt \$3 per Tonne, und da aiebt es keinen in Kohlen machenden Piraten an irgend einem der westlich von den Rills in New Jersey und östlich von demselben in Staten Island hineinlaufenden Creeks, der auch nur um einen Nidel billiger verkaufen würde. Die Anehmer, welche sich mit jedem Tagesanbruch an den Verkaufsstellen einfinden, sind ebenso begierig, das „Geschäft“ andauernd zu sehen, wie die Piraten das selbst sind, und zahlen daher gerne den geforderten Preis.

Die Creeks, von welchen aus die Piraten ihre Unternehmungen betreiben und an welchen sie ihre Beute umsetzen, sind vornehmlich die Rahway, Morles, Piles und Elizabeth Creeks, die sich durch die New Jerseyer Fluthmärchen und bis hinauf zu den kleinen Anseelungen westlich vom Arthur Kill und den Fresh Kills schlängeln, und die unzähligen anderen Wasserläufe an der Küste von Staten Island und an Nordufer entlang bis Port Richmond.

Die Flottille der Kohlenpiraten liegt gewöhnlich zwischen dem Corner State Leuchtthurm und Bowman's Point am äußersten Nordwestende von Staten Island, direkt gegenüber von Elizabethport, auf der Lauer nach Kohlentransporten. Hat so ein Transport den Leuchtthurm umschifft, dann rudern die Piraten aus ihrem Hinterhalt heraus, leeren an den schlaflosen Booten an, bestiegen dieselben und schaufeln Kohlen, bis das eigene Boot voll ist. Dann wird die Beute heimgeschafft und veräußert.

In europäischen Volksvertretungen sind Privilegien so häufig geworden, daß man meinen könnte, die Tage des Faustrechts lehrten wieder.